

Wie kommt Neues in die Welt?

**Ein ungewöhnlicher Blick auf die
Kraft der Liebe**

Erich Colzman



Erich Colsman, geboren am 29.3.1942 in Langenberg im Rheinland. Nach Abitur, kaufmännischer Lehre und Betriebswirtschaftsstudium mit 27 Jahren Übernahme der Geschäftsführung in einem produzierenden Textilunternehmen in Wuppertal. Ehrenamtliche Mitwirkung in Verbänden und Bildungseinrichtungen der Textilwirtschaft, in einer Waldorfschule und auf Demeterhöfen. Seit 1989 Mitarbeit in der Christengemeinschaft. Mitglied des wirtschaftlichen Beirats des Priesterseminars Hamburg seit 2003, von 2006 bis 2013 Seminarleiter.

Wie kommt Neues in die Welt?

**Ein ungewöhnlicher Blick auf die
Kraft der Liebe**

Erich Colsman

Vorbemerkung

Wieder einmal hat uns Erich Colman überrascht, als er uns das Thema seiner öffentlichen Vorlesung nannte, aus der die diesjährige Weihnachtsgabe geworden ist. Wir hätten vielleicht eine Einführung in sozialwissenschaftliche Methodik erwartet, aber nicht im Zusammenhang mit einer Betrachtung zu dem weihnachtlichen Motiv der Liebe.

An Erfahrung ist uns der älteste Kollege im Seminarleitungsteam natürlich weit voraus. Aber dass er in seinem unermüdlich forschenden Interesse für das Neue eigentlich der Jüngste von uns ist, hat unserer Zusammenarbeit eine beglückende Dynamik verliehen, für die wir von Herzen dankbar sind.

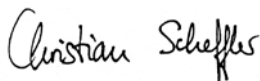
Nachdem wir in diesem Jahr seinen 70. Geburtstag gefeiert haben, muss mit seinem Ausscheiden aus der Verantwortung als Seminarleiter zum Ende des Wintersemesters 2012/2013 wieder ein neuer Entwicklungsschritt für das Seminar gefunden werden. Wir freuen uns, dass er uns dabei als Dozent, Begleiter und Berater weiter unterstützen wird.

Der vorliegende Text lässt Sie als Freunde des Seminars an einer Lebensschicht Anteil nehmen, die durch Erich Colman in die Hamburger Ausbildung eingebracht worden ist. In den sechs Jahren seiner Seminarleitertätigkeit hat er ein eigenes Curriculum entwickelt, mit dem er die Studierenden in die Erfahrungswelt einführt, die die werdenden Priester für das Feld der Gemeindebildung sensibilisiert. Damit hat er auch unsere Aufmerksamkeit im Seminarleitungskollegium auf diesen Pfingstaspekt des priesterlichen Handelns wesentlich gestärkt.

Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen dieses ungewöhnlichen Blicks auf die Kraft der Liebe.



Ulrich Meier



Christian Scheffler

Überall in unserer Gesellschaft wird nach Kreativität gerufen. In der Kunst versteht es sich noch von selbst, im Bereich der Forschung leuchtet es ein. Aber auch in der Wirtschaft, in der das Handeln unter starkem Druck des Wettbewerbs steht, wird ständig „Neues“ gefordert. Eine der ersten Fragen beim Besuch eines Kunden lautet: „Was gibt es Neues?“ Eine Fülle von Weiterbildungsseminaren zu Kreativitätstechniken wird von jeder Volkshochschule bis hin zur teuersten Managementschule angeboten.

Die Christengemeinschaft trägt seit ihrer Gründung eine Art zweiten Namen: „Bewegung für religiöse Erneuerung.“ Müssen wir diese Namensgebung als einen Ausdruck des Zeitgeistes der 1920-er Jahre verstehen oder wollen wir sie als eine anhaltende Herausforderung annehmen? Ich vermute, dass die Gründer den Begriff „Bewegung“ nicht benutzt haben, um einen in kurzer Zeit abgeschlossenen Vorgang zu beschreiben, sondern dabei einen fortwährenden Wandel, ein ständig erneuerndes Bewegen vor Augen hatten. Sonst hätten sie vielleicht doch eher so formuliert: „Religiös erneuerte Gemeinschaft.“

Während das „Neue“ eine hohe Aufmerksamkeit in unserer Zeit erfährt, ist das mit dem Begriff der „Liebe“ ganz anders, obwohl ihr im Neuen Testament eine zentrale Rolle zukommt und sie in der christlichen Geschichte nicht nur zu theologischen und literarischen Ehren gekommen ist, sondern gerade in den Erneuerungsversuchen der Kirchen zur Quelle des Handelns geworden ist.

Der Begriff „Liebe“ im Neuen Testament

Im Griechischen finden sich drei Wortstämme für den deutschen Begriff „Liebe“: Eros, Philia und Agape. Besonders der letzte der drei erhält im Neuen Testament eine herausragende Bedeutung. Zwei Bibelzitate kennt fast jeder: Schon im Alten Testament findet sich in 3. Mose 19, 18: *„Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; denn ich bin der Herr.“*

Aus dem Neuen Testament stammt die wohl bekannteste Stelle in der Bergpredigt Mt. 5, 43 und 44: *„Ihr habt gehört, dass gesagt ist: ‚Du sollst deinen*

Nächsten lieben' und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde und betet für eure Verfolger,“

Besonders auffällig ist im Fortgang der Evangelien vor allem bei Johannes das Auftauchen des Liebesbegriffs. Mit wenigen Ausnahmen wird hier das griechische Wort „Agape“ verwendet. Johannes 13, 34 und 35: „Einen neuen Auftrag gebe ich euch: Liebet einander! Gleich wie ich euch geliebt habe, sollt auch ihr einander lieben. Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander Liebe erweist.“

Johannes 15, 9–12 in den sogenannten „Abschiedsreden“: *„Gleichwie mich mein Vater liebt, also liebe ich euch auch. Bleibt in meiner Liebe. So ihr meine Liebe haltet, so bleibt ihr in meiner Liebe, gleichwie ich meines Vaters Gebote halte und bleibe in seiner Liebe. Dies habe ich zu euch gesprochen, auf dass meine Freude in euch sei und eure Freude sich erfülle. Das ist mein Gebot, dass ihr Euch untereinander liebet, gleich wie ich euch liebe.“*

Hier werden zwei grundsätzlich unterschiedliche Arten der Liebe angesprochen. Einmal geht es um die göttliche Liebe, die der Vater und der Sohn zu uns Menschen entfalten. Weiter ist davon die Rede, dass wir Menschen darum ringen sollen, diese Liebe zu erwidern. Diese Aufforderung hat große Wirkung entfaltet. Sie ist Inhalt aller christlichen Meditation und Gebetsformen. Im Mittelalter hat sie in den uns heute fast erotisch erscheinenden Anbetungen einen äußeren Höhepunkt erreicht. Die zweite Richtung, in der die Liebe wirksam werden kann, liegt in den Beziehungen zwischen uns Menschen. Sie wird sogar als Bedingung formuliert, wenn wir uns als Jünger Christi bewähren wollen.

Das göttliche Gebot der Nächstenliebe, das Moses überliefert, wird nach meiner Wahrnehmung heute vor allem in der Weise geschätzt, dass die Liebe zu den anderen Menschen mit der Liebe zu sich selbst balanciert werden muss. Eine scheinbar selbstlose Liebe, bei der ich mich selbst vergesse, wird nicht wirklich frei und am Ende sogar für den geliebten Menschen zur Last. Dennoch ist auch heute noch die moralische Aufforderung zur Nächstenliebe fester Bestandteil christlicher Weihnachtspredigten und führt noch immer zu beachtlichen Hilfeleistungen auf karitativem Felde.

Aus dem Gebot der Feindesliebe hat die christliche Welt kein wirklich neues Verhalten entwickeln können. Die Geschichte der Kreuzzüge, der Glaubenskriege und mancher Auseinandersetzungen, in denen es um die weltliche Macht von christlichen Kirchen ging, war besonders grausam und hat dieses christliche Gebot in den Augen der meisten Zeitgenossen unglaublich gemacht. Der im 19. Jahrhundert unternommene Versuch, zum Beispiel durch die „Genfer Konventionen“ gewisse Mindestnormen für bewaffnete Auseinandersetzungen zu etablieren, hat sich durch die Kriege des 20. Jahrhunderts mit ihren Grausamkeitsexzessen als nahezu wirkungslos erwiesen.

Die Qualitäten der leiblichen Liebe (Eros), der Freundschafts-Liebe (Philia) und der göttlichen Liebe (Agape), die als Dreiheit und Einheit aus dem Johannes-evangelium differenziert aufgefasst werden können, bestimmten in der Christengemeinschaft in Predigten, Betrachtungen und Arbeitskreisen das Nachdenken über die Liebe. Ob daraus in unseren Gemeinden auch ein liebevollerer Umgang untereinander erwachsen ist, muss jeder für sich selbst beantworten.

Ich möchte für diesen Beitrag an die etwas nüchternere, dabei aber vielleicht auch für uns Zeitgenossen leichter zugängliche Beschreibung der Liebe bei Paulus in 1. Kor. 13 anschließen. Sie wird als „Hohelied der Liebe“ bezeichnet. Dieser Hymnus steht für mich in Zusammenhang mit dem vorangehenden 12. Kapitel des 1. Korintherbriefes, das in der Theologie im Hinblick auf Fragen der Gemeindebildung Bedeutung erlangt hat. Allerdings ist der Zusammenhang der beiden Kapitel bisher wenig beachtet worden. Paulus weist im 12. Kapitel auf die gottgewollte Unterschiedlichkeit der menschlichen Fähigkeiten hin. Dabei beschreibt er die Gemeinde als einen Organismus und die einzelnen Gemeindeglieder als Organe. Christus selbst wird von ihm als umfassender unsichtbarer Leib angeschaut, an dem die Glieder der Gemeinde durch ihre unterschiedlichen Gnadengaben Anteil gewinnen können. Damit sagt er den Korinthern und auch uns, dass die Unterschiedlichkeit unserer individuellen Gaben eine von Gott her gesetzte Differenzierung widerspiegelt, die nicht durch menschliche Werturteile in Frage zu stellen sei. Die Vielfalt christlicher Strömungen und Richtungen kann nur dann ihr volles Potential entfalten, wenn es uns gelingt, in unserem Zusammenwirken Liebefähigkeit zu entfalten.

Im ersten Teil dieses Abschnitts (Kap.13, Vers 1–3) ist die Rede davon, welchem sozial destruktiven Verhalten die Liebe entgegensteht. Der Apostel spricht davon, was die Liebe alles nicht bewirkt. Im zweiten Teil (Vers 3–7) weist Paulus darauf hin, wie sich Christen untereinander verhalten sollten, damit sich aus den unterschiedlichen Fähigkeiten der Einzelnen eine fruchtbare Gemeindeentwicklung entfalten kann:

*Die Liebe ist voller Großmut und Güte,
sie ereifert sich nicht,
die Liebe prahlt nicht, sie bläht sich nicht auf
sie benimmt sich nicht taktlos,
sie will nicht sich selbst zur Geltung bringen
sie lässt sich nicht aufreizen,
sie rechnet das Böse nicht an,
sie hat keine Freude am Unrecht,
sondern freut sich über das Wahre.
Sie bedeckt alle Blöße,
sie ist stets bereit zu vertrauen,
sie hofft immer neu, sie hat mit allem Geduld.*

Freude über Wahrheit, Takt gegenüber dem Verletzlichen, Vertrauen in die Entwicklung. Am Ende steht in Ergänzung zum Anfang, wo von der Großmut und Güte geredet wird, die Geduld als die zentrale Fähigkeit im Sozialen, Zeit für die Begleitung der Wege von Anderen einzusetzen. Dieser Abschnitt schließt mit einer Prophezeiung ab:

*Die Liebe ist unvergänglich
Prophetische Gaben – sie werden ihr Ende finden,
Zungenreden – es wird einmal aufhören
Erkenntnis – sie wird ein Ende finden
(1. Kor. 13,8)*

Nun beschreibt Paulus, welche Kräfte schwächer als die Liebe sind: Prophetische Fähigkeiten, das unbewusste Sprechen aus dem Geist, aber auch die bewusste Erkenntnis erscheinen gegenüber der Liebe gering. Diese Fähigkeiten werden als Stückwerk bezeichnet, die, wenn die Liebe als Vollendung kommt, bedeutungslos

werden. Denn am Ende, so prophezeit er, werden wir die Liebe „wesenhaft“ sehen, also in eine unmittelbare, geleitete Beziehung zum Wesen „Liebe“ eintreten. Das Hohelied der Liebe klingt im folgenden Vers aus:

Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei.

Die größte von ihnen aber ist die Liebe.

(1. Kor. 13, 13)

Wie können wir den Zusammenhang des 12. und 13. Kapitels zusammenfassend beschreiben? Offensichtlich ist das Erwerben der Fähigkeit, liebevoll im Sinne von „Agape“ miteinander umzugehen, eine Bedingung für das Wirken Christi in der Gemeinde und für die Entwicklung einer durch Christus erneuerten Welt, wie sie das Evangelium als Ideal darstellt.

Das Werden der menschlichen Freiheit

Das Erwerben der Liebefähigkeit, wie sie Paulus beschreibt, stellte für uns keine Herausforderung dar, wenn wir heute noch selbstverständlich mit den göttlichen Wesen verbunden wären. Ihre Liebe würde unmittelbar auf uns abstrahlen. Auch müsste uns das Entstehen des Neuen nicht beschäftigen, könnten wir es doch ganz in den Händen Gottes aufgehoben wissen. Aber wir lebten auch nicht in Freiheit. Rudolf Steiner zeichnet in seinem Buch „Anthroposophische Leitsätze“ (GA26) im Michaelsbrief „Menschheitszukunft und Michaeltätigkeit“ das Entstehen der menschlichen Freiheit in einem großen Geschichtsbogen nach.

Er beschreibt, wie wir Menschen in Urzeiten unmittelbar mit den göttlichen Wesen verbunden waren. Dann zogen sich diese Wesen allmählich zurück und erschienen den Menschen zunächst noch als direkt wahrnehmbare Offenbarung. Noch später erschienen die Götter nur noch in ihrer Wirksamkeit, aber diese war den Menschen noch unmittelbar erkennbar. Heute, so Rudolf Steiner, haben wir in der sinnlich wahrnehmbaren Welt nur noch das Werk der Götter vor uns. Der direkte Zugang zu ihnen ist über die normale Sinneserfahrung nicht mehr erreichbar. In den Leitsätzen Nr. 112 und 113 wird diese Entwicklung folgendermaßen

zusammengefasst: „Das Göttlich-Geistige kommt im Kosmos in den folgenden Etappen auf verschiedene Art zur Geltung:

1. durch seine ureigene Wesenheit;
2. durch die Offenbarung dieser Wesenheit;
3. durch die Wirksamkeit, wenn die Wesenheit aus der Offenbarung sich zurückzieht;
4. durch das Werk, wenn in dem erscheinenden Weltall das Göttliche nicht mehr ist, sondern nur noch dessen Formen.

Der Mensch hat in der gegenwärtigen Naturanschauung nicht ein Verhältnis zu dem Göttlichen, sondern nur zu dessen Werk. Mit dem, was sich der menschlichen Seelenverfassung durch diese Anschauung mitteilt, kann man als Mensch sich sowohl mit den Christus-Mächten wie mit den ahrimanischen Gewalten zusammenschließen.“

Werkwelt und naturwissenschaftliche Evolutionsparadigmen

Dass wir heute in einer Welt leben, in der unseren Sinnen keine unmittelbare Gotteserfahrung, sondern nur noch eine Werk gewordene Welt gegenüber tritt, kann man in der auf sinnlicher Wahrnehmung basierenden Naturwissenschaft und deren vorherrschendem Ursache-Wirkung-Denken bestätigt finden. In verschiedenen naturwissenschaftlichen Disziplinen haben Forscher nach Erklärungen für das Entstehen des „Neuen“ gesucht. Viele hat auch die Frage bewegt, wie moralisches Verhalten, das die Natur als solche nicht kennt, in der Evolutionsgeschichte des Menschen entstanden ist.

Gerald Hüther schildert in seiner kleinen Schrift „Die Evolution der Liebe“ diesen Weg. Das Kapitel „Naturforscher und die Liebe“ soll hier zusammengefasst dargestellt werden:

Charles Darwin war als Naturforscher ein sehr sorgfältiger Beobachter und Sammler. Aus seinen Beobachtungen bildete er seine Evolutionstheorie der Lebewesen: Durch Zufall bei der Vererbung ergeben sich im Laufe der Generationenfolge Veränderungen. In einem Wettbewerb ums Überleben setzen sich die durch Veränderungen kräftiger gewordenen Artgenossen gegenüber denen durch, die in ihrer Entwicklung stehen geblieben sind.

Eine weitere Kraft glaubte er darin entdeckt zu haben, dass Lebewesen auch ein ihnen innewohnendes Interesse an Fortpflanzung haben. Darin sah er die Ursache für die Entwicklung des bunten Federkleids beim Hahn, obwohl er doch als graues, unscheinbares Tier vielleicht viel besser überlebt hätte. „Sexuelle Selektion“ trat als weiterer Motor in der Evolutionstheorie Darwins auf.

Schließlich hat er sich auch mit der Frage der Entstehung von Moral auseinandergesetzt: *„Ihr Grund liegt in den sozialen Instinkten, wobei wir unter diesem Ausdruck die Familienbande mit einschließen.“* (...) *„Ein moralisches Wesen ist ein solches, welches im Stande ist, seine früheren und zukünftigen Handlungen und Motive miteinander zu vergleichen, einige von ihnen zu billigen und andere zu missbilligen, und die Tatsache, dass der Mensch das einzige Wesen ist, welches man mit Sicherheit so bezeichnen kann, bildet den größten von allen Unterschieden zwischen ihm und den anderen Tieren.“*(Darwin 1871)

Als rationales und aus Erfahrung lernendes Wesen entwickelt sich der Mensch nach Darwin auf diese Weise im Kampf ums Überleben. Dies gelingt ihm vor allem dadurch, dass sein Lernen moralischen Verhaltens besonders dann positiv bzw. erfolgreich wirkt, wenn er es ausschließlich mit seinem eigenen Stamm teilt. Rücksichtnahme knüpft demnach am „Sich-ähnlich-Sein“ an.

Dieses Denken bot ein naturwissenschaftliches Argument für die postulierte Überlegenheit bestimmter Volksgruppen über andere. Verbunden mit gesellschaftspolitisch motivierten Ideologien kam es zu unheilvollen Folgen. Bestimmte „Rassen“ sollten sich im Verlauf der Evolution besser angepasst haben als andere. Von da aus ist nur noch ein kurzer Weg zu dem Gedanken der Zuchtwahl, der später auch auf den Menschen übertragen wurde. Damit war dem Faschismus und seiner menschenverachtenden Ideologie eine scheinbar wissenschaftliche Grundlage entstanden.

Nach 1945 war der Sozialdarwinismus hinlänglich diskreditiert. Die Evolutionsforscher fanden ein neues Feld, den Verhaltensdeterminismus. Konrad Lorenz war in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg in Deutschland ein viel gelesener Vertreter dieser Auffassung. Als Verhaltensforscher ist er durch das Experiment mit Graugänsen berühmt geworden: Er lebte eng mit den von ihm aufgezogenen Tieren zusammen und beobachtete das Entstehen eines Verhaltensrepertoires, das sich auf die Erhaltung der Art richtete und von diesem Zweck gelenkt erschien.

Im geselligen Zusammenleben seiner Tiere entdeckte er auch instinktive Hemmungen, die Artgenossen anzugreifen und so etwas wie „Loyalität“ gegenüber den anderen Gruppenmitgliedern. Er schloss daraus, dass aus gleichen Instinkten ein moralisches Verhalten des Menschen entstehe: *„... neigen wir dazu, für Auswirkungen der Vernunft zu halten, was häufig nur einem gesunden Instinktmechanismus entspringt.“* (Konrad Lorenz 1955)

Damit war eine neue These geboren: Instinktsteuerung als Triebkraft auch der menschlichen „Moral“.

Im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts entstand noch eine dritte naturwissenschaftlich fundierte Theorie über die Entwicklung menschlicher Moral. Richard Dawkins ist einer der prominenten Vertreter der Theorie, dass das Sozialverhalten im Überlebenswillen einzelner Gene wurzelt. Er behauptet, dass sich im Laufe der Evolution „intelligente“ Gene immer komplexere „Vehicles“ gebaut hätten, um ihr Überleben im Kampf ums Dasein zu sichern. Der Mensch erscheint in dieser Sicht als eine von Genen konstruierte Maschine, die auf diese Weise optimal ihr Überleben sichert. Gerald Hüther zitiert Dawkins wie folgt: *„Für eine Überlebensmaschine stellt eine andere Überlebensmaschine (die nicht ihr eigenes Kind oder ein enger Verwandter ist) einen Teil ihrer Umwelt dar. Wie ein Felsen oder ein Fluss oder ein Brocken Nahrung. Sie ist etwas, was ihr in den Weg gerät, oder etwas, das ausgebeutet werden kann. Sie unterscheidet sich von einem Felsen oder einem Fluss in einem wichtigen Aspekt: sie neigt dazu, zurückzuschlagen.“*

In den sich an solche Gedanken anschließenden Diskussionen stellt auch ein Begriff wie „reziproker Altruismus“ keine Weiterentwicklung dar. Er wird nur als Ausdruck einer perfekten Abwägung zwischen altruistischem Einsatz und persönlichem Vorteil interpretiert.

Rücksichtnahme ist also nach diesem Weltbild nichts anderes als eine rationale, auf Eigennutz gerichtete Überlebensstrategie. Sie wurde im Laufe der Evolution entdeckt und hat sich als eine in gewissen Lebenslagen sinnvolle Verhaltensstrategie herausgestellt.

In diesen Versuchen, die Evolution und das Entstehen von „Neuem“ zu erklären, regieren Zufall und Überlebensstrategien. „Moral“ spielt lediglich als rationales Element im Überlebenskampf eine Rolle, für die Kraft der Liebe im Sinne des Paulinischen Lobpreises ist in diesen Theorien kein Platz.

In allerjüngster Zeit mehren sich gegenüber den dargestellten Anschauungen neue Stimmen sowohl von Physikern wie von Neurowissenschaftlern. Auf der Grundlage eines neuen Nachdenkens über das Gehirn und durch ein Denken, wie es die Quantentheorie ermöglicht hat, entdeckt man, dass die bisher entwickelten naturwissenschaftlichen Vorstellungen vom Menschen nicht ausreichend sind. „Kooperation“ wird jetzt als ein dem Menschen eigenes Grundverhaltensmuster entdeckt. Stellvertretend hierfür sei auf ein Interview mit dem Physiker Hans-Peter Dürr in dem Buch von Geseko von Lüpke „Zukunft entsteht aus Krise“ verwiesen.

Man kann den Eindruck bekommen, dass die Wissenschaft mit dem Heraufkommen des rationalen Denkens in der Neuzeit und insbesondere seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts eine große Schleife gezogen hat: Von der mystischen Gottesliebe des Mittelalters über das bloß auf Ursache und Wirkung bezogene Denken der materialistischen Evolutionstheorien geht der Weg heute wieder in die Richtung einer neuen Suche nach den Quellen des Menschseins. Immerhin kommt die Naturwissenschaft heute wieder zu Fragen wie z. B. nach der Quelle der Freiheit. Die Frage nach der Bedeutung der Liebe als wesentlichem Element in der Evolution ist mir bisher allerdings bei keinem naturwissenschaftlichen Denker begegnet.

Rudolf Steiners Begriff der „moralischen Intuition“ in seiner Schrift „Philosophie der Freiheit“

Im Zentrum der „Philosophie der Freiheit“ steht die Aussage Rudolf Steiners, dass wir dann zu positivem Wirken in der Welt kommen, wenn es uns gelingt, aus moralischer Intuition zu handeln, die sich in Liebe zur Tat entfaltet. Wenn es Menschen gelingt, diese Quelle ihres Handelns zu erschließen, werden sie nach Steiners Auffassung auch keine Probleme mit der Zusammenarbeit haben. Es kann nämlich gar nicht sein, dass die Menschen aus der geistigen Welt, die die Quelle dieser Intuitionen ist, unterschiedliche Anregungen zum Handeln erhalten. Hier tritt der Liebesbegriff an zentraler Stelle auf. Allerdings scheint mir hier mit der „Liebe zur Tat“ nicht die wahrnehmende Liebe dem anderen Menschen gegenüber gemeint zu sein, von der Paulus spricht.

Gedanklich kann man dem vielleicht schnell zustimmen. Manchem mag diese Aussage fast als Selbstverständlichkeit erscheinen. Kann ich mir aber in einer konkreten Handlungssituation in Gemeinschaften sicher sein, ob ich selbst oder jemand anders im Team wirklich aus einem Zugang zur geistigen Welt handelt? Werde ich durch diese Idee zu der Annahme verführt, ich könnte für mich allein in Anspruch nehmen, den rechten Weg in die Zukunft zu kennen?

Rudolf Steiner betitelt seine Schrift als eine „Philosophie“. Philosophisch möchte ich ihm nicht widersprechen. Mit dem Blick auf die Handlungsebene kommen mir Zweifel. Zu oft habe ich erlebt, dass andere seelische Regungen in mein Handeln einfließen als die aus moralischer Intuition und Liebe zur Tat zu gewinnenden Bewegungen oder dass sich hinter dem von mir angeregten angeblich „Neuen“ doch wieder nur alte Denkansätze verbargen.

Vermutlich hat diese Gefahr den Philosophen Jürgen Habermas dazu bewogen, auf die Bedeutung des Diskurses für den Weg zur Wahrheitsfindung hinzuweisen. Der Diskurs als Erweiterung des Gedachten im Dialog kann ein entscheidendes Mittel sein, uns nicht zu schnell auf unsere Intuition zu verlassen, sondern besser ihr Ergebnis zunächst dem Austausch mit anderen zu unterziehen, ehe wir allzu sicher sind, was richtig ist. Allerdings bedarf dieser Diskurs auch wieder bestimmter Fähigkeiten des Verhaltens, damit er Intuition ermöglicht und nicht nur in einer formalisierenden oder abstrakten Diskussion stecken bleibt.

Das Bild vom „umgekehrten Kultus“ bei Rudolf Steiner

In gewisser Weise finden wir einen Hinweis auf das Arbeitsfeld der gemeinschaftlichen Annäherung an spirituelle Einsichten auch bereits bei Rudolf Steiner, nämlich in seinen Vorträgen, die unter dem Titel „Anthroposophische Gemeinschaftsbildung“ vorliegen (GA 257, 6.Vortrag). Als er nach dem Brand des ersten Goetheanums 1923 in ziemlicher Sorge auf die Entwicklung der „Anthroposophischen Gesellschaft“ schaute, bewegte ihn die Frage, wie gearbeitet werden müsste, damit die Mitglieder dieser Gesellschaft zum Fortschritt der Geisteswissenschaft aus eigener Erkenntnis beitragen könnten.

Er beschreibt darin, wie die Mitglieder zusammenarbeiten sollen, um Anthroposophie miteinander zu verstehen, anthroposophische Ideen aufzunehmen, Geisteswissenschaft aus eigener Erkenntnis fortzuentwickeln. Dies kann nach seiner Überzeugung erfolgreich nur in Gemeinschaft geschehen. Die Arbeitsweise, in der Menschen in diesem Erkenntnisringen zusammenarbeiten sollen, wird als Wachwerden am „*Ruf des Geistig-Seelischen des Anderen*“ (GA 257, S.116) beschrieben. Die tiefe Wirkung durch dieses Erwachen aneinander ereignet sich in der Beschreibung Steiners in folgender Art: *„(...) wenn Sie dann auf Grundlage dieses Verständnisses in eine erwachte Seele die anthroposophischen Ideen aufnehmen, dann senkt sich über Ihre Arbeitsstätte herunter die gemeinsame reale Geistigkeit.“* (GA 257, Seite 119)

Für diese Art der Gesprächskultur prägt Steiner das Bild eines „*umgekehrten Kultus*“. Bei einem Kultus, wie er etwa in christlichen Gemeinden als Gottesdienst gepflegt wird, erhebt sich die hingebungsvolle Gemeindeseele zum Geist, um in der Höhe die göttliche Begnadung zu erfahren, die sie wieder in den Alltag trägt. Beim umgekehrten Kultus erfahren die miteinander Arbeitenden in ihrem geistig-seelischen Wachgewordensein von oben her die Anwesenheit der Wahrheit und zugleich ihre spirituelle Gemeinschaft.

Rudolf Steiner beschreibt in dieser außergewöhnlichen Art, sich auf den Anderen auszurichten, eine notwendige Bedingung für das Erringen neuer Erkenntnis. Die individuelle meditative Vertiefung, wie er sie in seiner Schrift

„Wie erlangt man Erkenntnisse höherer Welten“ beschrieben hat, erscheint ihm demnach zumindest für diese Arbeit allein nicht ausreichend.

Theorie „U“ von C. Otto Scharmer

Während Rudolf Steiner vor allem die Frage nach den Bedingungen zur Erkenntnisfindung bewegt hat, interessiert den Sozialwissenschaftler C. Otto Scharmer die Frage nach der Findung des „Neuen“ im gesellschaftlichen Zusammenhang. Er hat über Jahre hin Gelegenheit gehabt, führende Persönlichkeiten unserer Zeit aus verschiedenen Kultur- und Arbeitsbereichen zu interviewen. Dabei ging es ihm um die Frage: Wie haben diese Menschen jeweils in ihrem Metier die notwendigen, alte Systeme durchbrechenden Schritte in die Zukunft gefunden, wie haben diese Menschen „Neues“ auf ihren jeweiligen Tätigkeitsgebieten hervorgebracht?

In seinem Buch „Theorie U“ beschreibt er Gesetzmäßigkeiten, die er im Verhalten seiner Interviewpartner entdeckt hat und bildet daraus seine Theorie, die in der Formgestalt des Buchstabens „U“ anschaulich wird. Diese Theorie umfasst nicht nur typische Vorgehensweisen zur gemeinschaftlichen Prozessgestaltung, sondern stellt diese auch in den Kontext der aktuellen soziologischen Forschung.

Scharmer zeigt auf, was getan werden muss, um an die Intuitionssphäre Anschluss zu finden, um die jeweils „höchste Zukunftsmöglichkeit“ ergreifen zu können. Er nennt diesen Vorgang „Presencing“, zusammengesetzt aus den Worten „presence“ (Gegenwart) und „sensing“ (fühlen). In dem „sensing“ kommt nach meinem Verständnis das zur Wirkung, was Rudolf Steiner mit dem „Wachwerden am Geistig-Seelischen des Anderen“ beschreibt. C. Otto Scharmer weist dabei insbesondere auch darauf hin, dass man am besten einen gemeinschaftlichen Prozess kreiert, um das jeweils Neue für den als nächstes zu gehenden Schritt zu finden.

Natürlich wäre es vermessen, hier in wenigen Sätzen den Inhalt seines umfangreichen Buchs wiedergeben zu wollen. Ich möchte jedoch aufzeigen, wo er in Erneuerungsprozessen ein Verhalten entdeckt hat, wie es Paulus in seinem „Hohelied der Liebe“ beschreibt. Scharmer erkennt eine spezifische Form der

Zuwendung zur Welt und zum anderen Menschen als Bedingung, die das Finden dieser „höchsten Zukunftsmöglichkeit“ ermöglicht.

Zunächst macht er darauf aufmerksam, dass wir dazu neigen, uns ein Bild über eine Situation zu machen, das aus unserer Erfahrung, aus früher gefundenen Urteilen herrührt. Er nennt dieses vorschnelle Zurückgehen auf Altes „Downloading“. Stattdessen wäre es angemessen, gerade diesen Rückgriff auch auf scheinbar Bewährtes zu unterlassen. Der erste Schritt zum Ermöglichen des Neuen wäre, ein vorurteilsfreies Schauen auf die Situation zu versuchen. Hier erkenne ich die drei Tugenden aus dem „Hohelied der Liebe“ wieder: Großmut, Güte und Geduld. Um den Horizont zu weiten, sich in betrachtenden Abstand zu der akuten Situation zu begeben und ihr wieder neu begegnen zu können, ist es hilfreich, sich anderen Menschen oder Institutionen zuzuwenden, die auf verwandtem Gebiet tätig sind.

Dort gilt es hinzusehen, zu lauschen, zu suchen, was andere Menschen zu vergleichbarer Fragestellung gedacht, gesagt, getan haben und tun. Um diesen Blick fruchtbar werden zu lassen, bedarf es zunächst einer Gebärde des Öffnens, eines Hinfühlens, Hinspürens, um mit diesem Blick das Andere, das Neue, auch wirklich zu erblicken und nicht nur immer wieder das Alte zu sehen. Dafür kenne ich den Begriff des „vorurteilsfreien Wahrnehmens“.

Gelingt dieser Blick nach draußen, wird im Anschluss daran ein vorsichtiger Austausch über das Neue, das noch Fremde, das gerade nicht Vertraute, notwendig. In diesem tastenden Dialog kann „Neues“ im Blickfeld auftauchen. Die von Paulus beschriebenen Haltungen können dazu beitragen, dass solche Gespräche fruchtbar werden:

- Sich nicht ereifern, also in den Empfindungen ruhig bleiben.
- Nicht das selbst Entdeckte in den Mittelpunkt stellen wollen, also den Willen loslassen.
- Taktvoller Umgang miteinander.
- Keine Schadenfreude, wenn ein Anderer nur stammelnd und noch unvollkommen das von ihm Entdeckte darzustellen versucht.
- Geduld im Zuhören aufbringen.
- Sich auf die Sicht des Anderen freuen.

In einem derart offenen und aufmerksamen Hören aufeinander, eben in einem „Wachwerden am Geistig-Seelischen des Anderen“, kann ein Raum der Stille entstehen, in dem jeder auf das lauscht, was in ihm hervortritt. Wenn daraufhin in gegenseitiger offener Zuwendung ausgetauscht wird, was den Teilnehmern an Gedanken in den Sinn kommt, können gemeinsam erste Schritte gefunden werden, die etwas Neues in die Welt bringen, was einen wirklichen Fortschritt für die gegebene Situation darstellt.

Kann eine Gruppe ihr Denken, Fühlen und Wollen in der von C. Otto Scharmer beschriebenen Weise öffnen, braucht sie nicht in Scheu vor dem Neuen zu verharren, sondern kann ihm zur Geburt verhelfen. Unerwartete neue Gedanken können entstehen, erste Anregungen und Vorschläge für neues Handeln tauchen auf. Weitere Bewegungen führen dazu, dass erste konkrete Handlungsschritte herauskristallisiert werden können. Scharmer nennt die nächsten Schritte im „U“-Prozess „Cristalising“ und „Prototyping.“

Damit ein solcher Prozess gelingen kann, ist es notwendig, das alte Denken loszulassen, negative Gefühle wie „das geht doch nicht, das hat noch nie geklappt“ zu überwinden und schließlich die Ängste vor einem möglicherweise völlig überraschenden und unerwarteten Neuen zu besiegen.

Diese Art von „Intuition“ setzt nach meiner Erfahrung voraus, dass die daran beteiligten Menschen in einer inneren Haltung zusammenarbeiten, wie sie Paulus unter dem Begriff der „Agape“ beschreibt. Auf eine Besonderheit möchte ich, um Missverständnissen vorzubeugen, hinweisen: Paulus sagt nicht, dass man von vornherein das Eigene weglassen soll. Er spricht nur darüber, wie man dem Anderen liebevoll begegnen soll. Die Spannung zwischen dem Wahrnehmen der eigenen Einfälle und dem achtsamen Umgang mit den Äußerungen der anderen Prozessbeteiligten gilt es auszuhalten; sie kann produktiv werden. Es geht ja gerade darum, sich ganz für das zu öffnen, was vom Anderen kommt, um es mit dem Eigenen ins Gespräch kommen zu lassen.

Die Christengemeinschaft ist durch ihre Selbstbezeichnung „Bewegung für religiöse Erneuerung“ einem evolutionären Weltverständnis verpflichtet. Eine Gemeinschaft, deren Weltbild sich darauf gründet, dass ihre Entwicklungsvorgänge durch Zukunftsimpulse aus der göttlichen Welt empfangen werden, bedarf der

Fähigkeit zum „liebvollen“ Umgang ihrer Glieder miteinander. Damit sich die Christengemeinschaft weiter erneuern kann, gilt es, das Unbekannte, das Fremde, das Andersartige lieben zu lernen, das ihr dazu verhelfen kann. Ist es nicht gerade die Angst vor diesem Aspekt des Neuen, die unser Handeln nur zu oft lähmt? Müssen wir die biblische Aufforderung „Liebe deine Feinde“ als eine konkrete Herausforderung zur Schulung unserer Fähigkeiten ansehen, damit wir unsere eigene „höchste Zukunftsmöglichkeit“ entdecken können?

Für die Ausbildung an unseren Priesterseminaren sei die Frage erlaubt: Wenn in diesem Sinne „liebvoller“ Umgang miteinander eine so zentrale Fähigkeit auf dem Weg in die Zukunft ist, wie können angehende Priester sie entdecken und erüben?

Die Schulungsfrage

Die klassische priesterliche Ausbildung und das, was wir im anthroposophischen Umfeld als den „Schulungsweg“ bezeichnen, sind mit einer meditativen Zuwendung zur geistigen Welt verbunden. Eine innere Öffnung gegenüber der Gotteswelt ist die Voraussetzung für das Priesterwirken. Eigene Vorstellungen müssen dabei losgelassen werden, damit Herz und Sinn frei werden für das, was aus der Welt des Geistes empfangen werden soll.

Glaube verlangt die Kraft, das Fremde, Unsichtbare, Unerwartete an sich heran zu lassen. Insofern steht der Umgang mit der Meditation nicht im Widerspruch zur Übung von Liebe, er kann sogar dazu verhelfen. Trotzdem gelingt es vielen Studierenden und Priestern offenbar nicht, die eigene innere Übung und das soziale Wirken aus der Kraft der Liebe miteinander zu verbinden. Anders sind die natürlich auch in anderen religiösen Gemeinschaften auftauchenden Zwistigkeiten kaum zu erklären. Sie entstanden und entstehen bis heute aus dem oft erbarmungslosen Streit um die eine gültige Wahrheit und die sich daraus zwingend ableitenden Handlungen. Zur Wahrheitsfindung wird gerade nicht ein gemeinsamer Weg gegangen, wie ihn zum Beispiel C. Otto Scharmer beschreibt.

Dabei ist es so einfach: Jede Begegnung mit einem anderen Menschen beinhaltet die Chance, das eigene Verhalten im Sinne der „Agape“ zu schulen. Unser gemeinschaftliches Leben selber wird so zu einem zentralen Schulungsfeld, auf dem nicht allein eine freundliche Atmosphäre untereinander kultiviert werden sollte. Hier kann eine Arbeitskultur geschaffen werden, die den Anschluss an unsere „höchste Zukunftsmöglichkeit“ erlaubt, die uns hilft, wirklich „Neues“ in die Welt zu stellen. Alle Prozesse gemeinsamer Gestaltung können dieser Schulung dienen.

Es ist längst bekannt, dass das Erlernen sozialer Fähigkeiten, und um solche handelt es sich hier, nicht kognitiv zu leisten ist. Es bedarf wohl eines Verständnisses der Gesetzmäßigkeiten sozialer Prozesse. Die Fähigkeiten zu ihrer Führung und Begleitung gerade unter dem Aspekt sich verstärkender Individualisierung wachsen aber nur im Üben in konkreten Situationen. Notwendig wäre es, eine Organisationskultur zu entwickeln und zu entfalten, in der liebevolles Verhalten als Grundlage für Erneuerung erkannt und akzeptiert wird, konkretes Vorgehen daraufhin reflektiert wird, Lernprozesse auf diesem Feld akzeptiert, zugelassen und geübt werden.

Das Leben am Priesterseminar bietet dafür ständig neue Herausforderungen. In den kleineren Jahrgangsgruppen kann sich keiner verstecken, im Gegenteil: Jeder kann in der Gruppe auf seine ihm eigene Art zur Geltung kommen und zugleich erleben, dass jeder andere aus der Gruppe auf seine spezifische Weise, die einem anderen fremd sein mag, wichtige Beiträge leisten kann. Das Seminar wird durch die in ihm Arbeitenden und Lernenden ständig weiterentwickelt. Seminarleitung und Studierende sind herausgefordert, mit jedem neuen Studentenjahrgang zu horchen, was nicht mehr optimal im Ablauf ist und mit den Studenten die besten nächsten Schritte zu finden. Dadurch entwickeln sie eine Empfindsamkeit für soziale Erneuerungsprozesse und verstehen, warum das Neue von so zentraler Bedeutung ist.

Das Bild des Priesterseminars als einer „lernenden Organisation“ kann zum Leitstern werden, um wach für die hier beschriebenen Lern- und Übungsfelder zu werden.

Zusammenfassung

Angesichts der immer weiter zunehmenden Individualisierung ist ein im hier geschilderten Sinne „liebvoller“ und achtsamer Umgang mit den Anderen eine Notwendigkeit, um die Zukunft nicht aus einer Extrapolation der Vergangenheit zu gestalten, sondern aus „moralischer Intuition“, wie Rudolf Steiner es nennt – oder durch das Ergreifen der jeweils „höchsten Zukunftsmöglichkeit“, um Scharmers Begriff zu benutzen.

Die Aufforderung Christi an die Jünger, einander zu lieben, kann im Sinne des differenzierten Liebegreifens aus dem 1. Korintherbrief des Paulus als Schulungsweg zum Aufnehmen des Neuen erkannt werden. Er erscheint heute in verwandelter Form innerhalb der Sozialwissenschaft und kann als Voraussetzung für evolutionäre Zukunftsgestaltung beschrieben und angeleitet werden.

Die traditionellen meditativen Schulungselemente des Priesters umfassen im Prinzip auch die Bildung sozialer Wachsamkeit, führen aber offensichtlich nicht oft genug zum gewünschten Ergebnis, wie man z.B. an den häufig auch in der Christengemeinschaft auftretenden Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit innerhalb von Priesterkollegien und Gemeinden erkennen kann. Die Fähigkeit zu „liebvoller“ Zusammenarbeit auf der Suche nach neuen Wegen bedarf der Reflektion und vor allem des Übens in realen Lebensbezügen.

Der Seminaralltag bietet Chancen, soziale Vorgänge zu verstehen und zu gestalten, um ein Verhalten zu erüben, zu dem uns bereits das Evangelium auffordert.

Zu einer zeitgemäßen Priesterausbildung gehören Erfahrungen, die die Liebe zum Anderen, zum Andersartigen, zur fremden Idee entzünden, um in einer von allen Seiten sich ändernden Welt mit wirklich neuen, das heißt aus dem Geistigen inspirierten Gedanken den Weg in die Zukunft zu finden.

Entstanden sind die hier dargelegten Ideen in dem Ringen um eine zeitgemäße Priesterausbildung, das mich in den vergangenen sechs Jahren mit meinen priesterlichen Leitungskollegen im Hamburger Priesterseminar verbunden hat. Es versteht sich, dass sich der Erwerb der hier geschilderten Fähigkeiten genauso als eine gesamtgesellschaftliche Herausforderung darstellt. Nur wenn wir

zu neuen Wegen in unseren Gesellschaften finden, die im Sinne einer Evolution, nicht einer Revolution, unser Zusammenleben den Zeiterfordernissen gemäß weiterentwickeln, können wir hoffen, in eine gute Zukunft zu gehen. Die Fähigkeit zur „Liebe“ im Sinne der „Agape“, einer konkreten sozialen Fähigkeit, ist dabei von zentraler Bedeutung.

Literaturverzeichnis

Heinrich Ogilvie	Das Neue Testament (Übersetzung)	Verlag Urachhaus, Stuttgart 1996
Geseko v. Lüpke	Zukunft entsteht aus Krise	Riemann Verlag, München 2009
C. Otto Scharmer	Theorie U, Von der Zukunft her führen	Carl-Auer-Verlag, Heidelberg 2009
Gerald Hüther	Die Evolution der Liebe	Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2008
Rudolf Steiner	Die Philosophie der Freiheit (GA 4)	Rudolf Steiner Verlag, Dornach 1973
Rudolf Steiner	Anthroposophische Leitsätze (GA 26)	Rudolf Steiner Verlag, Dornach 1972
Rudolf Steiner	Anthroposophische Gemeinschaftsbildung (GA 257)	Rudolf Steiner Verlag, Dornach 1989

2012 | Priesterseminar Hamburg der Christengemeinschaft
Redaktion | Ulrich Meier, Layout | Heidemarie Ehlke



Alle Rechte vorbehalten.

Diese Broschüre oder Teile dieser Broschüre dürfen nicht vervielfältigt, in Datenbanken gespeichert oder in irgendeiner Form, auch nicht elektronisch oder fotomechanisch (Fotokopieren, Aufnahmen etc.), übertragen werden.

- Dieses Heft wurde den Freunden und Förderern des Priesterseminars Hamburg als Weihnachtsgabe 2012 über-
- reicht. Es kann zum Preis von € 5,- nachbestellt werden.

Priesterseminar Hamburg der Christengemeinschaft
Mittelweg 13 | 20148 Hamburg | Telefon 040 44 40 54-0 | Telefax 040 44 40 54-20
info@priesterseminar-hamburg.de | www.priesterseminar-hamburg.de

Fortbildungen für Priester am Hamburger Priesterseminar

Donnerstag, 10.1.2013, 17:00 Uhr bis Samstag, 12.1.2013, 16:00 Uhr

Sprechen und Predigen

mit *Dr. Barbara Hoos de Jokisch* und *Ulrich Meier*

Sonntag, 10.2.2013, 17:00 Uhr bis Dienstag, 12.2.2013, 16:00 Uhr

Christus – Sonne der Gerechtigkeit

mit *Dr. Reinald Eichholz* und *Jaroslav Rolka*

Vorankündigung

Im April 2013 wird im Verlag Urachhaus (Stuttgart) ein Sammelband erscheinen, dessen Beiträge auf der öffentlichen Vorlesungsreihe „Akzente christlicher Erneuerung“ am Hamburger Priesterseminar basieren:

Ulrich Meier (Hrsg.)

Christentum in Entwicklung

Anstöße zum Dialog über eine permanente Reformation

Mit Beiträgen von *Adriaan Bekman*, *Sabine Bobert*, *Jörg Ewertowski*, *Ruth Ewertowski*, *Volker Harlan*, *Wolfgang Held*, *Milan Horák*, *Ulrich Meier*, *Tom Raveztz*, *Norbert Schaaf*, *Wolfgang Schad*, *Tom Tritschel* und *Mathias Wais*

Sommer-Studien-Tage 2013

Priester und Mitglied in der Gemeinde

... in ihrer Beziehung zueinander

Unser nächster Schritt, das Thema der Zusammenarbeit von Laien und Pfarrern in den Gemeinden zu entwickeln, wird zum ersten Mal die Freunde des Seminars und die Studierenden in einer Tagung zusammenführen. Wir freuen uns, wenn Sie durch Ihre Teilnahme an der Entwicklung des Hamburger Priesterseminars mitwirken.

Termin: 28. – 30 Juni 2013

Im neuen Jahr entwickeln wir den Flyer mit der ausführlichen Einladung, den wir Ihnen zusenden werden.

Hospitationswoche

Das Studienjahr 2013/2014 beginnt für das neue 1. Semester am 8. September 2013. Interessenten sind gebeten, im laufenden Studienjahr eine individuelle Hospitationswoche zu verabreden, auf deren Grundlage die Entscheidung über die Aufnahme erfolgt.

